Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 12

Artikel: Der Lohn des Wartens
Autor: Vollenweider, E.F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668864

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

überhaupt nicht mehr mit Tieren ab. Bis er dann einige Wochen bei einem Bauern auf dem Land in den Ferien weilte. Als er von dort heimkehrte, stellte er uns spontan die Frage: «Warum ziehen wir nicht hinaus in ein Dorf, wo man so vieles tun darf, was hier verboten ist?» Darauf gab es halt keine richtige Antwort, und so leben wir weiter zwischen vielen Verboten dahin.

Aber nun ist Christoph kürzlich auf die Idee mit den Mölchen gekommen. Zusammen mit einem Nachbarsbub fischte er einige dieser zappelnden und wahrlich nicht besonders anmutig aussehenden Tierchen aus dem Wiesenbach und setzte sie in einem Konfitürenglas aus. Aber damit begnügte er sich noch nicht. Zu früher Morgenstunde schon ging er erneut auf die Molchjagd und borgte sich meine Armbanduhr aus, um ja nicht verspätet zur Schule zu kommen. Dieser frühmorgendliche Jagdeifer wurde sehr übel vermerkt. «Ein Mann ist gekommen und hat gesagt, das sei verboten.» Nach Christophs Beschreibung muss es sich um einen Polizisten in Zivil, einen Inspektor oder Aufseher gehandelt haben, der für Ruhe und Ordnung in dieser letzten Grünzone des Quartiers verantwortlich ist. Jedenfalls notierte er sich die Namen der strafbaren kleinen Sünder in seinen Taschenkalender und deutete an, er werde sowohl die Lehrerin als auch die Eltern informieren. Und dann sprach er das vernichtende Wort: «Wer nach Mölchen fischt, ist ein trüber Molch.» Da mag dem Buben ein symbolischer Zusammenhang zwischen der Garstigkeit jener kleinen Tiere und gewissen Menschen aufgegangen sein. Diese Aehnlichkeit mag ja wirklich in gewissen Fällen zutreffen, doch ist es schade, dass sie von einer erwachsenen Respektperson so früh und so drastisch kleinen Buben klar gemacht wird. Denn da sie schliesslich nicht «trübe Mölche» sein wollen, wenden sie sich lieber, durch Erfahrungen klug geworden, ganz von «niederen Kreaturen» ab. Deshalb starben auch die Mölche im Konfitürenglas auf der Veranda.

Wie gesagt, da werden sehr weise und ausgeklügelte Bücher über Kindererziehung geschrieben, neue Wege der Pädagogik beschritten, und die hypermodernen Schulhäuser sehen aus wie Schmuckkästchen in einer immer nüchterner werdenden Welt. Mich dünkt manchmal, der bekannte amerikanische Schriftsteller Dale Carnegie habe gar nicht so unrecht mit seinem ernst gemeinten Vorschlag, eine «Vereinigung zur Erziehung Erwachsener» zu gründen.

E. F. Vollenweider

DER LOHN DES WARTENS

Es regnete seit zwei Stunden. Der Wind jagte die Tropfen unbarmherzig aus ihrer natürlichen Fallrichtung. Die Strassenlampe zuckte wie ein aufgehängter Froschschenkel. Aus der Dachrinne floss das Wasser in einem gurgelnden Strahl zu Boden und weichte die umliegende Erde zu braunen, schmutzigen Klumpen auf. Die grosse Uhr zeigte genau fünf Uhr, als ich meinen Dienst im kleinen Bahnhof des Kurortes antrat.

«Nichts zu melden», sagte Mario, den ich ablöste. Er bürstete sich in langsamen Bewegungen den Rock sauber.

«Das heisst, der Zug von Rom meldet dreizehn Minuten Verspätung. Wie immer um diese Zeit». fügte er hinzu und steckte eine Zigarette in Brand. Bei der Türe grüsste er mit der Hand an der Schläfe, als ob er noch die Mütze trüge. Ich vertiefte mich in unerledigte Frachtbriefe und besorgte Eintragungen, die Mario, wie üblich, mir überlassen hatte. Als ich einmal den Blick hob, sah ich einen grossgewachsenen Mann durch die grosse Türe der Wartehalle treten. Er hatte den Kragen seines Regenmantels hochgeschlagen. Von seiner Stirne troff das Wasser über das Gesicht. Der Mann wischte sich mit einem Taschentuch die Stirne trocken und schüttelte den Mantel aus. Auf seinem pechschwarzen Haare glänzten die Wassertropfen. Er stellte sich vor die schwarze Tafel neben dem Schalter hin und studierte die Ankunftszeiten der Züge. Ich sah, dass er beim Lesen die Lippen bewegte. Nach einer Weile schritt er durch die Absperrung zu den Bahnsteigen. Eine Viertelstunde später kündigte das Läutwerk den erwarteten Zug an. Ich ergriff den Befehlsstab, stülpte die Schirmmütze über den Schädel und begab mich auf den mittleren Bahnsteig.

Ein heftiger Windzug blies mir beinahe die Mütze vom Kopfe. Auf dem Bahnsteig standen einige Personen fröstelnd herum. Eine junge Frau sass auf ihrem Koffer gekauert. An einen Pfeiler

lehnten sich Passagiere, sie hatten ihre Koffer nahe an sich gerückt. Ich erkannte Wegfahrende. Der Mann mit dem hochgeschlagenen Mantelkragen lief einige Schritte auf und ab. Seine Augen waren auf den Boden geheftet. Er pfiff leise vor sich hin. Aus der Ferne schlängelte sich der Zug wie eine Raupe heran und blieb dann mit zischenden Ventilen stehen. Nur wenige Passagiere verliessen die Wagen. Ich wechselte einige Worte mit dem Kondukteur. «Verspätung», meinte er, «wir werden die Zeit schon wieder einholen.» Ich nickte und hob den Stab. Der Zug fuhr weg. Beim Zurückschreiten fiel mein Blick auf den Mann mit den schwarzen Haaren. Er schaute umher und blickte dann wieder dem Zug nach. Dann wandte er sich in die andere Richtung, hastetete einige Schritte den Schienen nach und kehrte langsam wieder zurück. Er war ausser mir der einzige Zurückgebliebene. Der Mann blieb unbeweglich stehen. Seine Blicke waren verloren auf den Schienenstrang gerichtet. Einige Minuten später sah ich ihn wieder den Fahrplan anstarren. Die Zahlen schienen ihn zu magnetisieren. Nach einer halben Stunde würde wieder ein Zug aus Rom ankommen, allerdings ein langsamer. Ich machte mich an meine Arbeit. Als ich einmal flüchtig durch das Schalterfenster schaute, gewahrte ich den Mann in der Wartehalle auf- und abschreitend. Sein Kopf war auf die Brust gesenkt. Schon beim ersten Schrillen des Läutwerkes schob er sich durch die Sperre. Ich bemerkte ihn auf dem Bahnsteig wieder. Unter den ausgestiegenen Reisenden ragte er wie ein Block heraus und spähte umher. Er stand auch noch da, als der Zug längst wieder fortgedampft war. Später sah ich ihn auf der Bank der Wartehalle sitzen. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und brütete vor sich hin. In zwei Stunden erst sollte wieder ein Zug aus der Richtung kommen. Der Mann würde doch kaum zwei Stunden hier warten und auf der Bank sitzen, dachte ich und erledigte einige schriftliche Arbeiten. Zwischenhinein kamen Leute vor den Schalter, um Fahrkarten zu lösen oder Auskünfte zu erbeten.

Einmal kam Emilio in den Arbeitsraum. Er schob seine Mütze nach hinten. «Der sitzt schon über eine Stunde auf der Bank», sagte er und wies durch das Schalterfenster. Ein schlaues Grinsen lag auf seinem zerknitterten Gesicht. Ich folgte seiner Kopfbewegung und erkannte den Mann mit den schwarzen Haaren. Ich hatte ihn mittlerweile wieder vergessen. Er sass mit zurückgelehntem Körper auf der Bank, die Blicke nach innen gerichtet. Ich zuckte die Achseln: «Sie können ihm ja einmal auf den Zahn fühlen», meinte ich zu Emilio. Der Gepäckträger schlurfte hinaus und begab sich zu dem Mann. Ich sah, dass er mit ihm einige Worte wechselte. Emilio schüttelte den Kopf. Die beiden schritten vor die Tafel, auf welcher die eingehenden Züge aufgeführt waren. Ich hörte sie miteinander reden. Dann streckte der Mann seinen Kopf ans Schalterfenster: «Fährt der Zug von 8.51 Uhr nicht ein?» Er hatte einen fremden Akzent. Ich begegnete zwei dunklen Augen, in denen das Weiss unnatürlich hell schimmerte.

«Nein, nur an Feiertagen, der nächste Zug von Rom kommt erst um 10 Uhr.» Der Mann kehrte zur Tafel zurück und fuhr mit dem Zeigefinger über die Zahlen. Dann spähte er auf die Armbanduhr. Wieder erschien sein Kopf vor dem Schalterfenster: «Sie müssen entschuldigen, ich habe die Anmerkung übersehen.» Er versuchte zu lächeln. Aber auf seinem Gesicht klebte Traurigkeit. Dann suchte er mit den Augen wieder das Zifferblatt seiner Armbanduhr: «Aber bei der nächsten Ankunft muss ich Erfolg haben, sonst hat es ein Unglück gegeben.» Er ging— bedrückt wie mir schien — zum Bahnhof hinaus. Durch die aufgestossene Türe drang Regen herein. Ich war mit Emilio in ein Gesprächt vertieft, als das Telephon klingelte. Am Hörer meldete sich eine Männerstimme: «Der Zug Rom - Pisa ist in der Nähe von G entgleist. Wir haben alle Bahnhöfe verständigt. Warten Sie auf weiteren Bericht.»

Ich hielt den Hörer immer noch in der Hand, als längst wieder der Summton brummte. Ich war wie vom Schlage gerührt und musste einen sonderbaren Gesichtsausdruck zur Schau tragen, denn Emilio betrachtete mich wie einen Angeheiterten, den man ironisch frägt, ob er zuviel getrunken habe. Ich wiederholte ihm das Gehörte. «Was geschieht?» Ich zuckte die Achseln: «Vorläufig nichts. Abwarten. Wir müssen jede Panik vermeiden. Die Leute im Ort werden es früh genug erfahren. Vorerst geben wir keine Fahrkarten mehr aus. Die Wartenden müssen vertröstet werden.»

«Für mich bedeutet dies Feierabend», meinte Emilio und drehte mir den Rücken. Ich schaute ihm nachdenklich nach, wie er hinausschlurfte.

Emilio hatte den Bahnhof kaum verlassen, als der Mann wieder in die Wartehalle trat. Die Uhr zeigte Viertel von zehn. Er zog das Taschentuch hervor und wischte sich das Gesicht trocken. Ich fühlte, wie sich mein Herz verkrampfte. Dieser

Mann wird wieder umsonst warten, durchzuckte es mich. Sollte ich ihn vom Unglück in Kenntnis setzen? Bei diesem Gedanken erhob ich mich vom Stuhle, liess mich aber wieder zurückfallen. Der Mut fehlte mir. Wie würde er die Kunde vom Vorfall aufnehmen? Er, für den das bisherige Warten schon eine Tortur sein musste. Für ihn musste die Nachricht vom Unglück niederschmetternd wirken. Ich muss warten bis ich genaueren Bescheid habe, versuchte ich mir einzureden. Aber ich wusste, dass ich nur mein Gewissen beschwichtigen wollte. Ich war einfach zu feige. Zu feige, um einem Mann Kummer zu bereiten? Nein, ich wusste doch genau, dass ich zu feige war, den Ausdruck des Schreckens auf seinem Gesichte wahrzunehmen, den meine Meldung hervorrufen würde. Ich wollte mir ersparen, einen gebrochenen Mann durch die Bahnhoftüre hinausgehen zu sehen. Wenn ich in einer Viertelstunde noch keinen detaillierten Bescheid habe, sage ich es ihm, murmelte ich halblaut und schaute auf die Uhr.

Der Mann schritt in der Wartehalle auf und ab. Er war ausser mir der einzige im Bahnhof. Unheimliche Stille lastete im Raum. Die Wartehalle, in welcher sonst — wie in einer Muschel das Meer — die Erde brauste, schien mit Bangen erfüllt. Nur die Schritte des Mannes hallten auf dem Steinboden. Er hatte den Kopf gesenkt und die Hände hinter dem Rücken zusammengefaltet. Acht Schritte auf, acht Schritte ab. Ich glaube kaum, dass er sie zählte, aber unwillkürlich zählte ich sie. Genau dort, wo der Kiosk begann, machte er rechtsumkehrt und schritt bis zur Höhe der schwarzen Tafel. Es war mir, als erschlüge jeder Schritt eine Sekunde einer unendlichen Zeit. Ich hörte mein Herz klopfen. Für ihn schlich der Uhrzeiger unendlich träge dahin, während er mir viel zu schnell vorwärts kletterte. Als die festgesetzte Zeit erreicht war, gab ich noch fünf Minuten hinzu. Der Mann hob den Kopf, spähte auf die Uhr und liess dann den Blick forschend zu mir gleiten. Ich senkte sofort den Kopf und machte mich an Papieren zu schaffen. Wenn nur endlich das Telephon läuten würde. Sollte ich selbst anrufen? Ich verwarf den Gedanken. Wenn nur jemand käme und ahnungslos nach dem Verbleib des Zuges fragen würde, ich gäbe ihm laut Auskunft, damit es der andere auch hören könnte. Ich durfte ihn schliesslich doch nicht einfach im Ungewissen lassen. Er schaut immer häufiger zu mir hin. Einmal horchte er auf. Wahrscheinlich, weil seine überwachen Sinne ihm das Schrillen des Läutwerkes vorgetäuscht hatten. Der Mann wartete auf eine Frau, das wurde mir plötzlich bewusst. Nur auf eine Frau wartet man auf diese Weise. Vielleicht hatte er sie aufgefordert, hierher zu kommen und sie kam nicht. Oder konnte jetzt nicht kommen, weil sie verunglückt war. Aber das wusste er nicht, noch nicht.

Der mir selbst gesetzte Termin war verstrichen. Ich bewegte mich zum Schalter hinaus. Noch einmal auf den Bahnsteig um Luft zu schnappen und dann würde ich es ihm sagen. Er stand plötzlich neben mir. «Hat der Zug Verspätung?» Sein Blick ruhte forschend auf meinen Lippen. Nun, jetzt konnte ich nicht mehr ausweichen. «Der Zehn-Uhr-Zug kommt nicht, er ist entgleist, ich erwarte immer noch Einzelheiten.» Ich vermied es, ihm in die Augen zu blicken. Ich spürte, dass meine Stimme einen Misston hatte. Ohne ihn anzusehen fühlte ich, dass er mich anstarrte. Ich richtete meine Augen langsam auf sein Gesicht.

«Ich wollte es Ihnen nicht eher sagen, bis ich genaueren Bescheid bekäme, weil . . .» Bei diesen Worten huschte einen Sekundenbruchteil lang ein warmes Leuchten über sein Gesicht. Aber sofort glich sein Antlitz wieder einer Maske. Er griff sich mit den Fingern zwischen den Kragen, wie um sich Luft zu schaffen.

«Aber Sie müssen keine Angst haben, vielleicht ist derjenigen» — ich sagte derjenigen — «auf die Sie warten, nichts passiert. Es trifft ja meistens nur einige Wagen.» Ich hob ermunternd die Hände. «Man darf nicht immer gleich das Schlimmste denken, man überlebt vieles.»

Er schaute mich starr an. «Man überlebt alles ausser dem Tod.» Der Satz tönte wie ein Geständnis. Er brach ab und liess sich auf die Bank nieder. Ich kehrte an den Schalter zurück. Nervös rauchte ich eine Zigarette. Zwei Einheimische traten lärmend in die Wartehalle. Ich bemerkte, wie sie prüfend über den zusammengekauerten Mann gleiten liessen. Merkwürdigerweise weckten diese Blicke Unwillen in mir. Ich betrachtete den Mann als meinen Schützling und empfand die Neugier der Einheimischen als Einbruch in eine Sphäre, die zwischen dem Mann und mir bestand.

Jäh ging die Türe auf. Ein junges Mädchen trat herein und klopfte ihren Schirm aus. Dann blickte sie suchend umher und begab sich zum Manne hin. Sie zog einen Briefumschlag aus ihrem Kleide und reichte ihn ihm hin. Ich erkannte das Mädchen; es war die Angestellte eines kleineren Hotels. Der Mann schrak auf und ergriff hastig den

Umschlag. Ich bemerkte, dass er den Text eines Telegramms überflog. Dabei öffneten sich seine Augen zu einem Leuchten. In gemessenen Schritten kam er auf mich zu. Sein Gesicht strahlte. Ich las den Text, den er mir durch den Schalter zuschob. «16.00 Uhr Zug verpasst, Komme Morgen, Grüsse Ria.» Die Buchstaben tanzten einen Moment vor meinen Augen. Ich las die Worte mehrmals durch. Eine Glückswelle stieg in mir auf. Der 16-Uhr-Zug war der entgleiste.

«Wir haben Glück gehabt», sagte ich zum Manne. Dann verbesserte ich mich. «Sie haben Glück gehabt.» Er lächelte und nickte langsam.

«Zuweilen wird man für das vergebliche Warten belohnt. Nicht immer, so wie man es sich vorstellt. Man weiss nie, wofür etwas gut ist.»

Ich schaute ihm nach, wie er unter dem Schirm des Mädchens in der Dunkelheit verschwand. Es schien mir, als hätten seine Schritte etwas frohes an sich. Plötzlich bemerkte ich, dass ich ganz nass geworden war. Erleichtert begab ich mich zu meinem Arbeitsplatz. «Man weiss nie, wofür etwas gut ist», murmelte ich vor mich hin.

Rolf Boksberger

ALGERISCHER BILDERBOGEN

Mein kühner Traum ist Wirklichkeit geworden: Ich lehne behaglich im ledergepolsterten Fauteuil, die Motoren dröhnen in der Bläue des Mittelmeerhimmels, und einsam, verirrten Schäfchen gleich, segeln zierliche Wölkchen unter uns dahin. Die reizende Stewardess ist von rührender Besorgtheit und hat mir eben lächelnd das neueste Bordbulletin in die Hand gedrückt. Pastellfarben schält sich das Atlasgebirge aus der dunstigen Ferne — der erste Gruss aus dem fremden Erdteil. Dann kommt Algier in Sicht. Wir peilen direkt die Stadt an, kurven elegant darüber und landen frisch und tatendurstig im Flughafen «Maison Blanche».

Mit dem Car ins Hotel; waschen, umziehen, und schon befällt mich wieder jenes prickelnde, erregende Gefühl, das jeder meiner Stadt-«Premieren» zu eigen ist: Gelassen durch die Strassen zu schlendern, die ersten Eindrücke fremder Menschen zu erhaschen. Diese Unterschiede! Würdige alte Herren mit Tropenhelm und Schillerkragen, den Spazierstock fröhlich in der Hand schwingend. Junge Burschen mit pechschwarzen Kraushaaren, sehnige Gestalten von ganz dunkelbrauner Hautfarbe, die Fremden mit verwegenen Blicken musternd. Mohammedanerinnen unbestimmbaren Alters, graziöse Figuren, mit ihren geheimnisvollen weissen Schleiern behende durch die Strassen huschend.

Als erstes Ziel erklimmen wir am nächsten Tag die Zitadelle von Algier. Man steht vor den Schiessscharten, auf alten türkischen Kanonen, und ist hingerissen von der Schönheit des Ausblickes. In der Form eines riesenhaften Dreiecks schmiegt die Halbmillionenstadt sich dem steil abfallenden Hügel an: Eine Art Lausanne in Grossformat! Draussen auf dem Meer, unter der heissen Sonne, bahnen sich Luxusdampfer und Frachter den Weg durch die Wogen.

*

Wir besuchen das Eingeborenenviertel, und ich darf schon sagen: Hier werden alle, auch die kühnsten Vorstellungen von bitterster Armut und entsetzlichster Verwahrlosung um Längen geschlagen. Halbwüchsige Bürschlein in zerschliessenen Hemden schlafen in den Rinnsteinen. Auf dem Markte bieten unaussprechlich schmutzige Händler rostige Nägel und alte Konservenbüchsen zum Kaufe an. Diese Stunde in der «Casbah» wird nicht so schnell in meiner Erinnerung verblassen.

Zum eindrücklichsten gehört, wenn auch auf andere Art, der tropische Versuchsgarten. Der Eingang weckt flüchtige Erinnerungen an den Schlossgarten von Versailles: Ein weites Plateau, breite Treppen; endlos zieht sich eine schnurgerade Allee hoher Palmen nach hinten, und als krönender Abschluss in der Ferne liegt das Meer. Der Garten selbst ist ein Dorado für den Liebhaber exotischer Pflanzen.

*

Ein Pullman-Car führt uns in schneller Fahrt an Weinplantagen, Oliven- und Eukalyptusbäumen vorbei. Nach einem Pass von über 1000 m Höhe beginnt die Vegetation karger und spärlicher zu